Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 42 (1938-1939)

Heft: 13

Artikel: Eine Frühsommerfahrt an den Gardasee

Autor: Eschmann, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668357

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gen Mailüfte rausche von allen Geiten Unheil heran; es wunderte mich nicht, als mich Frau Andreesen mit verweintem Gesicht empfing. "Jesus, Jesus", rief sie. "Der Schreden, die Schande! Wir waren kaum aufgestanden, da kamen zwei Schutzleute in die Wohnung. Alles haben sie nach Ihnen ausgefragt, alles aufgeschrieben. haben natürlich gesagt, wie Sie ein fleißiger junger Herr sind und nur dann und wann mal Ihren wilden Tag haben." Während die Frau an mich hinsprach, tam Gefretar Andreesen in geschniegeltem und gebügeltem Staat aus der Kirche und blickte etwas unsicher, aber mit stummem, schwerem Vorwurf nach mir. Wie beneidete ich den höflichen Mann, den ich bereits heimlich über die Schulter angesehen hatte; wie rein stand er in seiner vornehmen Spiegbürgerlichkeit vor mir!

Ich saß mit wüstem hirn im Zimmer am Bettrand. Eine tiefe Traurigkeit erfüllte meine Geele.

Urmächtig sprangen im Herzen die Quellen des Heimwehs auf. Golange es uns gut geht, ist es leicht, in der Fremde das Haupt stolz zu tragen, aber wenn uns die Erde unter den Fugen zu schwanken beginnt, da möchten wir in die Heimat wie ein Kind in den Schoß der Mutter flüchten. "Duglörli! Duglörli!" An ihre Bruft hatte ich meinen Kopf lehnen mögen. Da ist Heimat, da ist Treue, da ist Liebe! Wie glühendes Eisen bohrte sich der Gedanke in die Geele: Du bist, wenn auch nur als Zufallszeuge, in einen schmutzigen Prozeß wegen falschen Spiels verwickelt. Das bricht dir, deinen Hoffnungen und Plänen vollends das Genick! Hätte ich der Eingebung des Augenblicks folgen können, so wäre ich Hals über Kopf in die Heimat abgereist. Ich war aber der Gefangene meiner Zeugenpflicht, die ich nicht zu verletzen wagte, weil ich davon neues Unheil befürchtete. (Fortsetzung folgt.)

Oftern.

Die Engel spielen noch ums Grab, Doch er ist auferstanden! O trüg ich meinen Pilgerstab Nach jenen Morgenlanden, Zur Felsenkluft Mit hohler Gruft, Denn er ist auferstanden! Wer nur sein eigner Götze war, Geht unter in dem Staube, Mit jener lichten Engelschar Verschwistert nur der Glaube: Wer liebend strebt, So lang er lebt, Der hebt sich aus dem Staube!

Auguft Graf bon Platen.

Eine Frühsommerfahrt an den Gardasee.

Von Ernft Eschmann.

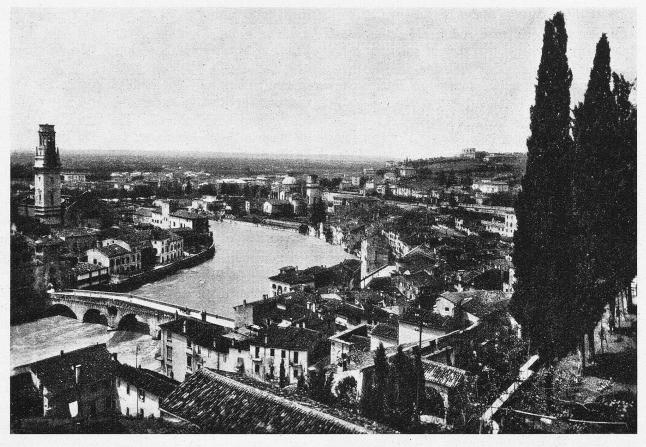
1. Verona.

Geit Jahr und Tag erfreut sich der Gardasee eines ausgezeichneten Rufes. Nicht nur, weil er an Größe alle oberitalienischen Geen übertrifft. Schönheit, Uppigkeit der Vegetation, Zauber des Südens, Rühnheit der Erscheinung und Lieblichfeit in einem, Ruhm längst entschwundener Dichter, Begeisterung anspruchsvollen Reisevolkes aus den beiden letten Jahrhunderten, wie der bunte Völkerbesuch der Gegenwart, sie weden immer im Frühjahr Sehnsüchte in jedem sonnehungrigen Menschen, und da es in diesem Jahre so gar nicht vorwärtsgehen wollte mit dem Warmwerden, obschon die Zürcher Zünfter den Bögg, den Winter, schon längst hatten in Flammen aufgehen laffen, wurden alte Bunsche in mir immer lebendiger, und auf einmal lachte er mich

an wie ein freundliches Traumbild, und es war mir, als hörte ich sein Rufen.

Der Gardasee! An den Gardasee! Der Gedanke nahm so hartnäckig Besitz von mir, daß der Entschluß um so leichter gefaßt wurde. Ich fühlte mich frei und ungebunden, und Pflichten, die mich bedrängen wollten, wurden vorweg erledigt. So war der Weg bereitet. Daheim wurden noch fleißig Rohlen in den Ofen geworfen, und der Mai war doch schon vor über zwei Wochen angebrochen. Nun galt es, den Sommer aus dem Süden zu holen und ins helvetische Bergland zu bringen.

Ich kenne keine herrlichere Beschäftigung als Reisebücher aufzuschlagen, Weg und Steg zu stubieren und mit dem Finger den Routen nachzugehen, während das Auge schon weit voraus ist und den Flug über Pässe und Seen genom-



Berona. Gefamtanficht.

men hat, dem blauen Himmel zu. Von verschiedenen Seiten her erreicht man den Sardasee. Jede Möglichkeit ist Verlockung und Seschenk zugleich, Vorspiegelung fesselnder Wandertage und auch ein bischen zages Vedenken, man könnte nicht das Schönste erhaschen.

Aber — das Schönste? Was ist das Schönste?

Es gibt hier keinen Maßstab. Wie wir den Menschen nach Wesen und Werk nicht auf eine Waage legen können, um allgemein gültige Entscheidungen und Urteile zu erhalten. Jeder birgt seine besondern Ideale in sich, und wenn sie ihm Wirklichkeit oder gar noch übertroffen werden, wird ihm vom Köstlichsten zuteil, was die unwirtliche Gegenwart zu gewähren weiß: ein reines, ungetrübtes Reiseglück.

Slüd muß man haben auf Reisen. Freilich ist es ein anderes Glück, als sich der Geschäftsmann, der Ersinder oder der Gelehrte oder Inhaber eines Prämienloses wünscht. Reiseglück verspricht Sonne, kurzweilige, interessante Bekanntschaften, kleine Abenteuer aller Art, ein Schifflein zur rechten Zeit, ein Trunk in einer heimeligen Laube, polkstümliche Freuden, in die man unverhofft

gerät, eine Wolke, die sich teilt und den blauen Himmel öffnet, ein Abend, von lustiger Musik durchklungen, eine sterndurchflimmerte Nacht, eine Stimmung, die den Alltag vergessen macht und die Seele beschwingt, daß sie nach allen Höhen entflattern möchte. Wer solchen Reiseglückes nicht fähig ist, bleibt ewig am Voden haften und erlebt nie die reiche Snade eines gesegneten Ferientages.

Also, ich suche einen Weg an den Sardasee. Will ich mich ihm von oben oder von unten her nähern? Fahre ich über den Arlberg, über den Brenner oder über den Sotthard? Habe ich's eilig, oder mache ich einen Umweg, benütze ich die Selegenheit, noch ein, zwei Tage in die römische Vergangenheit unterzutauchen? Es ist oft so köstlich, im Vorbeigehen schnell noch etwas mitzunehmen, das schon längst auf dem Programm steht. Das wollte ich nun auch. Ich bin einmal an Verona vorbeigefahren, ohne ihm Srüßgott zu sagen. Nun hole ich's nach.

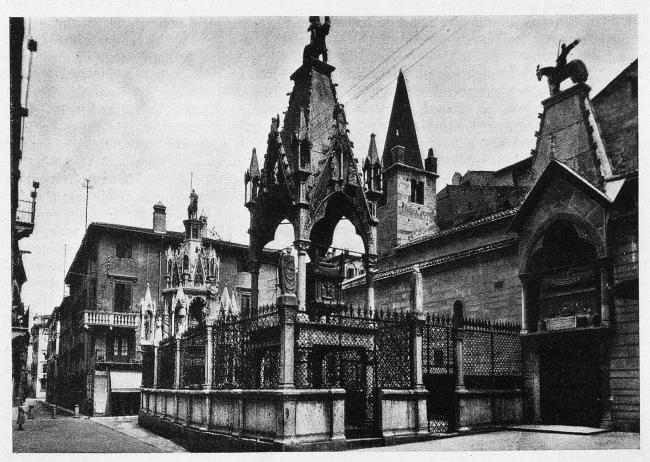
Ich fuhr also über den Sotthard. Der Zug ist fast leer. Ich bin mitten zwischen zwei Reisezeiten hineingeraten. Die sonnehungrigen Frühlingsgäste sind im Tessin und in den paradiesi-

schen Seen Oberitaliens schon abgereist und die badebesessenen Wasserslotscher noch nicht eingerückt. So bleibe ich ungestört und werde vom Lärm der vielen nicht aus der Fassung gebracht, die mehr die buntgewürfelte Schau und das brodelnde Spiel der Allerweltsgesellschaft an die Ufer der füdlichen Seen gelockt haben.

Mit dem schönen Wetter scheint es für einmal vorbei zu sein. Der Himmel schaut nach Regen aus, und tief hangen die Nebel ins Tal der Reuß. Der obere Teffin bietet dasselbe Bild. Der Gottesgarten von Lugano hat weder Farbe noch Glanz. Es klingt unglaublich, zu sagen: man freut sich der Tropfen, die an die Wagenfenster klopfen. Regen, endlich otwas Regen nach den katastrophalen Wochen der Dürre. Die Matten trinken, die Acker schlürfen, die Reben brauchen Wasser, die Bäume, das Gemüse, die ausgetrockneten Bachbeete, jegliche Kreatur. In der lombardischen Sbene sieht man's den Maulbeerbaumen an, wie fehr sie gelitten haben. Mögen sie sich erholen, die Rulturen ringsum. Wer weiß, vielleicht wird mancher Schaden noch gut. Indes der Bauer aufatmet und noch Ströme des Regens sich vom Himmel herunterwünscht, fahre ich dahin, guten Mutes und im Vertrauen darauf, daß auch mir noch etwas Erfreuliches verheißen ift.

Desenzano! Von hier aus besuchen so viele den Sardasee. Wo liegt er? Dort unten, wie eine alte, trübselige Frau, von einem grauen Shawl bedeckt, von einem mächtigen Leid gebeugt. Es braucht Mut zu glauben, daß sie sich versüngt und in den nächsten Tagen dort als ein lachendes Mädchen aufersteht, das Tausende berückt. Doch solche Metamorphosen gelingen der Natur immer wieder.

Der Name San Martino, den ich an einem Stationsgebäude erhasche, stürzt mich in eine Welt ganz anderer, vom furchtbarsten Unglück gezeichneter Sedanken. Hier liegt ein Schlachtfeld. Ein großes Schicksal und unzählig kleinere haben sich hier erfüllt. Solferino! Am 24. Juni 1859 ist es gewesen, da die Sterreicher an einem blutigen Kampstag den Franzosen und Piemontesen unterlegen sind. Den Verwundeten sehlte es an Pflege, den Sterbenden selbst an einem Tropsen Wasser, an der geringsten Handreichung, an einem letzten Wort des Trostes. Zu Tausenden lagen sie schutzlos auf dem Felde und schlossen unter unfäglichen Qualen für immer die



Verona. Die Gtaliger-Denkmäler.

Augen. In diesen furchtbaren Stunden ging ein Herr in einem leichten hellen Sommeranzug über das Schlachtfeld und half den Franzosen, den Italienern wie den Sterreichern. Im Sterben sind sie alle Brüder, so grimmig sie sich am Mittag und am Abend noch bekämpft haben. "Tutti Fratelli!" sagen es ihm die klagenden Frauen von Castiglione nach.

Der "weiße Herr", wie ihn die Schwerverwundeten nennen, geht den Arzten an die Hand, hebt und trägt die Kranken, nickt und lächelt, taucht im Lazarett auf, in der Kapelle, wo die Körper bunt durcheinanderliegen, im Totenhaus, in einer Küche, unter einem Zelt. Überall hilft er, überall tröftet er. Überall wird seine Erscheinung zum Segen.

Wer ist der weiße Herr?

Es ist der große Genfer Henri Dunant, der, vom grauenvollen Bilde und Elend des Schlachtfeldes von Golferino aufgerüttelt, nicht mehr ruhte, bis die Nationen sich in einem großartigen Wert gusammenfanden: in Friedenszeiten sollen Hilfsgesellschaften gegründet werden, die freiwillige Krankenpfleger und -Wärter ausbilden. Diese sind im Kriege unverletzlich und genießen den Schut aller Heerführer. Am 28. August 1864 schlossen sich 25 Staaten zur berühmten Genfer Konvention zusammen. Gine Genfer Zeitung schrieb damals: "Es ist dies der erste Kall in der Weltgeschichte, daß ein einfacher Privatmann eine edle Idee anregt und daß in letter Folge ein Kongreß der zivilisierten Mächte sein Werk front." So hat, recht eigentlich betrachtet, das Note Kreuz auf den verhängnisvollen Feldern von Golferino seinen Anfang genommen.

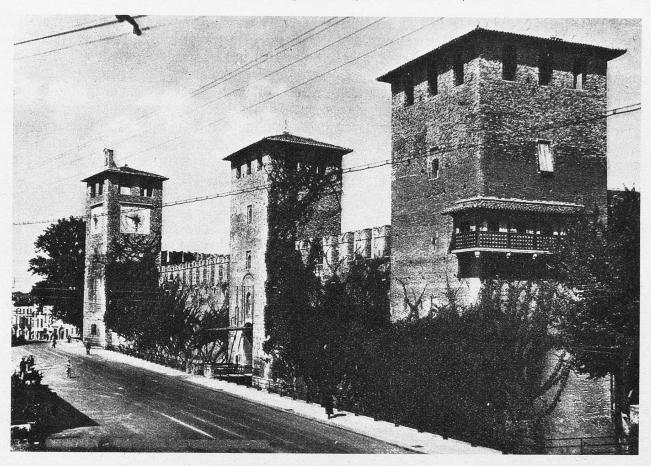
Ein mächtiger Turm von 110 Meter Höhe schaut nach der Bahn herüber. Zum Gedächtnis an die Schlacht ward er errichtet und wurde dann in ein Heeresmuseum umgewandelt. Sein Rufhallte nicht laut genug in alle Welt hinaus, um vor fünftigem Blutvergießen alle Völker zu warnen. Der Zufall führte mich rund eine Woche später noch einmal zu einem erschütternden Kriegerdenkmal droben auf dem Pasubio, wo der Weltkrieg in unwirtlichster Vergregion unzählige Opfer forderte.

Um Abend hatte ich Verona erreicht. Vom Bahnhof aus lädt die Stadt nicht ein. Wenn man nicht wüßte, was sie zu bieten hat, man würde sitzen bleiben und nach Vicenza und Padua weiterfahren, ja bis ans glanzvolle Ende der Route, bis nach Venedig.

Dann hab' ich aber doch zwei Tage Verona

gewidmet. Es war eine wertvolle Zeit. Verona lebt durch die Vergangenheit. Die Gegenwart vermag dem Fremdling hier nicht viel zu sagen. Wohl pulst ein frisches, starkes Leben. Die Militärs geben im abendlichen Corso den Ion an. Man sett sich in eines der Kaffeehäuser an der Piazza Vittorio Emanuele, meist kurz Piazza Brà genannt, und mustert das Volk, wie es vorüberzieht, Ravaliere und Dämchen, Geschäftsherren und Herrlein aller Art. Sie ziehen sich unter die Arkaden zurück, denn eben geht ein mächtiger Platregen nieder, und ich freue mich für die überdurstige Lombardei, die mit Wonne trinken wird, für die Bauern, die mit dankbaren Augen nach den Wolfen schauen, denn diese haben noch lange nicht alle ihre grauen Mäntel völlig ausgeschüttelt.

Andern Tags habe ich genug zu tun. Ich schlendere durch die innere Stadt. Da hört man es gleich: es war einmal! Verona hat einmal bedeutsame Tage gesehen, und es spielte eine grőßere Rolle als heute. Die Römer haben es zu einer der blühendsten Städte Oberitaliens gemacht. Deutliche Beweise sprechen noch heute dafür, die große Arena, ein Bauwerk von ungeheuerlichem Ausmaß, und das römische Theater am Westabhang des Colle S. Pietro. Und andere Herren kamen und drückten der Stadt ihren Stempel auf, als einer der berühmtesten unter ihnen Theoderich der Große, in der deutschen Heldensage Dietrich von Bern geheißen. Die Franken nahmen hier Wohnsitz, und Karls des Großen Sohn Pippin regierte hier als König von Italien. Verona ging von Hand zu Hand. Einmal gehörte es zu Baiern, dann wieder zu Kärnten. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts ernannten die Gibellinen Maftino della Scala zum Podeftà. Das Geschlecht der Staliger hat hier an den Ufern der Etsch ein Jahrhundert lang eine große Rolle gespielt. Ihr Zeichen, die nach oben verfürzte Treppe, kehrt auf manchem Wappen, auf mancher funstvollen Gifenarbeit, auf manchem Gitter wieder. Das beredteste und schönste Zeugnis legen von ihm heute noch ab die gotischen Staliger-Denkmäler bei der Kirche S. Maria Antica. Die Sarkophage Mastino des Ersten und Zweiten und anderer hoher Würdenträger, unter freiem Himmel aufgerichtet, sind funftlerisch prächtig durchgearbeitet und zählen zu den Gehenswürdigkeiten, die kein Besucher Veronas verfäumt. Am längsten, nahezu vier Jahrhunderte, hat der Löwe von San Marco, die Stadt Benedig, hier ihre Macht entfaltet. Mit den



Verona. Das alte Raftell.

Venezianern hielten berühmt gewordene Architeften der Lagunenstadt Einzug und bauten Werke, die allen Stürmen stand gehalten und durch die edle Haltung ihres Stils noch heute bewundert werden. Unter diesen Baukünstlern zeichnete sich besonders aus Michele Sanmicheli (1484 bis 1559). Er hat der Festung klassische Formen verliehen und manchen Palazzo aufgerichtet, der heute noch der Stadt zur Zier gereicht. So den Palazzo Malfatti an der Piazza Brà.

Es ist eine Freude, die Stadt zu durchqueren. Immer wieder muß man inne halten. Auf Schritt und Tritt wird man durch ein Bauwerf der Vergangenheit gefesselt, hier durch ein Schloß, dort durch ein Tor. Und wenn es auch starke Spuren des Zerfalles ausweist, es zeugt für einen ungewöhnlichen Kunstwillen, wie die Porta del Palio, auch eine Schöpfung Sanmichelis, die Soethe schon bewundert hat.

Ich hatte nicht Zeit genug, auch die Museen zu besuchen. Sie hätten noch manches Detail hergegeben. Denn dort sind die Schäße gesammelt, die Jahrhunderte geschaffen haben. Ich zog den Corso Borsari entlang. Er ist einmal, im sechzehnten Säculum, die Hauptstraße Veronas ge-

wesen. hier folgen sich die herrlichen Bauten in enger Nachbarschaft, der Palazzo Bevilacqua (von Sanmicheli), die Palazzi Portalupi und Canossa. Die reichen Fassaden, Gewölbe und Pfeilerhöfe zwingen zum Verweilen. fommt nur langsam vorwärts. Draußen am äußern Ende wurde ich vom mächtigen Caftel Vecchio überrascht, der mit seinen Türmen und dem Mauerfrang, nach innen gezackt, mit dem breiten und tiefen Waffergraben und den Zugbrüden nach mittelalterlicher Bauart Eindruck macht. Auf einmal fiel ein leichter Regen nieder, und ich flüchtete mich in den Schutz eines uralten, freistehenden Bogens, wiederum ein wuchtiges Werk der Vergangenheit, das durch sorgfältige Restaurierung vor einem weitern Zerfall behütet wird.

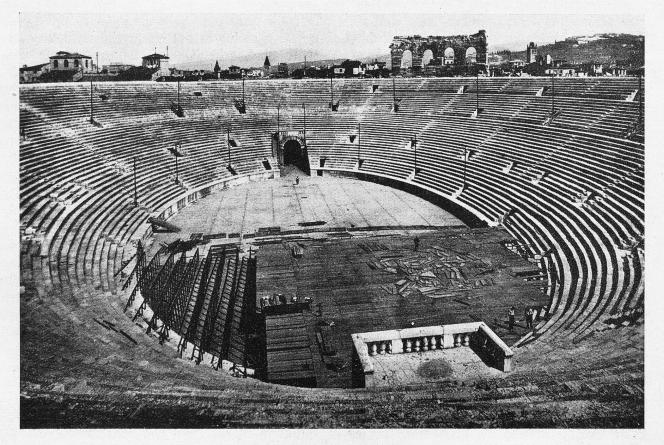
Schon längst hätte das Amphitheater, die Arena, genannt werden müssen. Sie ist das gewaltigste Bauwert Veronas aus alter, spätrömischer Zeit. Unter Diokletian um 290 nach Christi Seburt wurde es errichtet und diente als Schauplat für Sladiatoren- und Tierkämpfe. Der Grundriß ist ein Oval von ungeheuerlichen Dimensionen. Die große Achse des ganzen Sebäu-

des maß rund 152, die kleine 123 Meter. Ein Erdbeben anno 1184 hat dem Bau großen Schaden zugefügt. Die höchste, dreistöckige Außenmauer ist bis auf vier Arkaden zertrümmert worden. Es ist jedoch noch so viel übrig geblieben und unermüdliche Arbeiten der letzten und auch früherer Zeit haben so viel gerettet, gestütt und nachgebessert, daß ein Monument von einer Wirtung übrig geblieben ist, die jedem Besucher auf den ersten Blick das Wort raubt. 25 000 Personen haben sich jeweilen hier zum gewaltigen Schauspiel zusammengefunden. Sie wurden in Bann geschlagen durch die Mordgier der wilden Tiere und die Kraft und Bravour der Verzweifelten, die um ihr Leben fampften. Alte Schilderungen berichten, wie der gefährlich Verwundete das aufgeregte Volk um Gnade bitten konnte. Er brauchte nur den Zeigefinger aufzuheben. Wenn die Zuschauer antworteten mit der geballten Hand, den Daumen eingezogen, bedeutete der Wink Erlösung für den Unterlegenen, die ausgestreckte Hand pollice verso (mit gewendetem Daumen) verlangte Kampf, bis alles Leben dem Unglückseligen entwich.

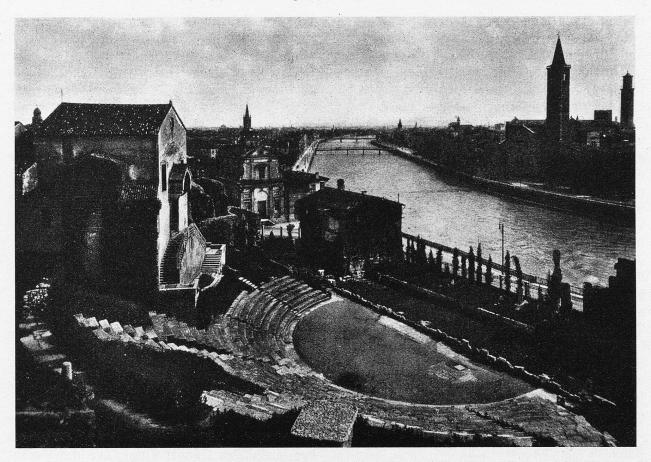
Seit einer Reihe von Jahren ist die Arena

wieder ihrem ursprünglichen Zwecke zugeführt worden. Freilich, ein edlerer Wettstreit hat Einzug gehalten. Opernaufführungen mit Chor und Orchester finden statt. Die besten Gänger Italiens strömen in den Sommermonaten Juli und August hier zusammen. Fremde aus allen Ländern mischen sich unter die Zehntausende. Die Spiele finden nächtlicherweile statt. Tagsüber ist die Arena im hohen Sommer ein Höllenkrater brütender Hitze. Erst spät um zehn Uhr wird begonnen. Bis gegen zwei Uhr dehnen sich die Vorstellungen aus. Mächtige Scheinwerfer gießen ihr Licht über die wimmelnde Menge. Es muß ein einzigartiges Erlebnis sein, eine wolkenlose Sommernacht in diesem riesigen Theater zu verleben.

Ich kletterte hinauf über die hohen Stufen, die oft durch bequemere Treppen unterbrochen sind. Überall sind Zugänge frei, durch die die alten Veroneser hereinströmten. Man wird verlockt, oben die ganze Runde abzulaufen und zugleich einen Blick auf die Stadt zu tun und hinüber an die von Schlössern und Kasernen besetzten Höhen. Man darf nicht von Schwindelgefühlen heimgesucht werden, wenn man hinunterschaut nach



Verona. Das Innere der Arena.



Verona. Das römische Theater.

der Piazza Brà, wo in langen Reihen die Tischchen stehen der Kaffeehäuser, die unter Tags und bis spät in die Nacht gut besetht sind.

Unten auf der Szene wurde gearbeitet. Hammerschläge ertönten, und eine mechanische Holzsäge schrillte hinein in die Stille. Moderne Erfindung und Kultur und antike Umgebung gehen hier eine seltsame Verbindung ein. Sigenartig berührt es auch — ein kurzweiliger Führer erzählte mir's — zu vernehmen, wo die heutigen Künstler sich für die Szene rüsten. Die einstigen Kerker der dem Tode bestimmten Sesangenen und Verbrecher dienen setzt den Sängern als Sarderoberäume. Wie doch die Zeiten und mit ihnen die Menschen und alle Dinge sich wandeln!

Man kommt nicht los von dieser Arena. Immer wieder mußte ich mich ihr zuwenden. Allerlei Fragen melden sich. Wird man auch alles hören in diesem Riesentheater? Da klatscht mein Führer in die Hände. Der Schall pflanzt sich durch alle Ränge fort, von zu unterst bis an den obersten Kreis. Das heikle Problem der Akustif ist trefflich gelöst.

Beim Berlassen des Theaters werfe ich noch einen Blick in das Labyrinth der dunkeln Sänge

und nach den viele Meter dicken Mauern. Stlaven haben sie aufgerichtet. Kluge Baumeister haben sie entworfen. Als Keile greifen die mächtigen Mauerstücke ineinander und bilden gigantische Sewölbe, die Jahrhunderten troken. Anderthalb Jahrtausende haben sie schon standgehalten, und unwillfürlich ist man versucht zu fragen: wie lange wird dauern, was die heutige Zeit errichtet, und wenn es noch hielte — wird es die Generationen um die Mitte des vierten Jahrtausends auch so zur Bewunderung zwingen, wie wir heute diese Arena der Nömer noch bestaunen?

Das römische Theater zwischen Castel San Pietro und dem stattlichen, eingedämmten Etsch-fluß reicht zeitlich noch weiter zurück als die Arena. Sein Bau siel in die Zeit des Augustus. Nach alten Bildern und Rekonstruktionen zu schließen, muß es ein Werk kühnster und herrlichster Kunst gewesen sein. Dann, als der Stern der Römer untergegangen war, rückten nüchterne Zeitläuse an, die den schön geschwungenen, marmornen Sitzeihen nicht mehr Achtung zollten, als daß sie sie als Steinbruch benützen und Blöcke daraus holten, um neue Käuser aufzu-

richten. Heute sucht man zu retten, was noch zu retten ist. Man bessert aus, man klammert zusammen, was auseinanderfallen will, und fragt sich topfschüttelnd: Wie war es möglich, in den sonnigen Hang mit dem schönen Blick gegen die Stadt Kirchen und Privathäuser zu bauen, in die Stufen hinein und über sie, wo einstmals das Volk den Spielen lauschte, das unten in der Orchestra vor sich ging. Nachdenklich stieg ich hinauf über die steilen Range, durch einen Gürtelgang getrennt, höher und immer höher und setzte mich nieder in einem sonnigen Klostergärtchen. Ich überschaute die weite Schleife der Etsch und lauschte dem seltsamen Läuten der Glocken, das vom Turme der nahen Dominikanerkirche Sant' Anastasia über die Stadt dröhnte. Der Himmel hellte nun mächtig auf. Die wandernden Wolken warfen noch ernste Schatten auf das Gewoge der Dächer und schufen ein zwiespältig Bild, so undurchsichtig wie der trause Sang der Geschichte, der auf den Zerfall dieses Theaters sein rätselvolles Siegel aufgedrückt. Von südlicher Vegetation umrauscht, von klösterlicher Ruhe umgeben und von den buntesten Bluten der Phantasie unterhalten, genoß ich hier oben ein Viertelstündlein des Glückes, wie es nur selten den einsamen Wanderer beschleicht. Reinem Menschen verpflichtet, nur auf mich selber gestellt, horchte ich in mich hinein und hinaus in die Welt, die mir voller Schönheit und Wunder schien.

Und höher stieg ich nach dem Gesuaten Kloster S. Girolamo, das heute das Museo Romano beherbergt. Es zeigt eine prähistorische Sammlung und manches Merkwürdige von Verona.

Und draußen lockt die sonnige Gegenwart mit so verführerischem Schein.

Ich kehrte in die Stadt zurück und schlenderte durch manche Straßen. Ich ließ mich vom Strome der Via Mazzini treiben. Sie ist des Abends die große Pulsader des Lebens. Hier schieben sich in drangvoller Enge die Einheimischen aneinander vorbei, Seistliche und Militärs aller Grade. Die Uniformen spielen eine große Rolle. Zeitungsverkäufer schreien mit sonoren Stimmen Sazetten aus und schlängeln sich geschickt durch die Menge. Die eleganten Magazine sind alle bis in die späten Abendstunden geöffnet. Farbige Lichter werben für Cafés und Kinotheater.

Zwischen den beiden Plätzen Bra und Erbe flutet das Volk hin und zurud. Die Piazza Erbe, farbig und charafteristisch gestaltet durch alte und nicht alltägliche Häuserfluchten, hält die Besucher

fest. Der Palazzo Maffei auf der Nordseite, ein schmucker Barockbau, verleiht dem Platz ein vornehmes Sepräge. Bürgerlicher mutet der bunte Früchte- und Semüsemarkt mit seinen großen Schirmen an. Das bunte Spiel des Volkslebens vollzieht sich unterm Schutze des alten Uhrturmes, der Torre del Sardello. Soethe hätte heute nicht mehr so sehr Klage zu führen wider die Unreinlichkeit Veronas. Die wichtigeren Straßen werden sauber gehalten.

Ich schlüpfe durch einen Torbogen und erlebe eine neue Überraschung. Die Piazza dei Signori wird umstellt von Bauten erlesener Schönheit. Die Signori sind die Staliger. Ihren Ruhm verkündet der Palazzo della Ragione, das alte Stadthaus. Schon 1193 ward es begonnen. Spätere Jahrhunderte haben ihm eine Renaissance-Fassade beschert und eine gotische Freitreppe, die mit Recht zu den baulichen Sehenswürdigkeiten Veronas zählt. Die Prefettura war gleichfalls ein Ckaligerschloß. Das schöne Portal ist ein Werk Sanmichelis. In der Loggia del Consiglio, einem herrlichen Bauwert der Frührenaissance, haben die Standbilder berühmter Veroneser aus dem Altertum Platz gefunden. Wir nennen nur den lateinischen Gänger Catull, der dem Gardasee so viel zitierte Strophen gewidmet hat, und den jungern Plinius. Seine Schilderung vom Untergange Pompesis und Herkulanums ist heute noch nicht vergessen.

Auch wenn man die Namen all dieser großen Bauherren, die von einem Jahrhundert ins andere hinüber das ins Große weisende Bild dieser Piazza dei Signori schufen, nicht kennen würde, man spürte doch alsobald den seinen Sinn der Schöpfer und versteht es, daß jeder Besucher Veronas auch hier einmal geweilt haben will.

Von den berühmten Kirchen besuchte ich nur die Sant' Anastasia und den Dom. Die erste ist eine dreischiffige gotische Säulenbasilika. Sie ist gerade so alt wie die schweizerische Eidgenossenschaft. Die Dimensionen überwältigen. In den Kapellen und auf den Altären sindet sich manches berühmte Bild. Ein ganzes Museum von Fresten und Kruzisixen ist zusammengetragen. Unvergessen bleiben jedem die beiden buckligen Zwerge, die die Weihwasserbecken tragen.

Der Dom in romanischem Stil reicht bis ins 12. Jahrhundert zurück. Hier hatte mich eine Schar übermütiger Buben erwischt und führte mich im Wettstreit in einen schönen und stimmungsvollen Kreuzgang hinüber. Was die Anirpse alles wissen wollten und wie sie sich als kundige Ciceroni aufspielten mit ein paar auswendig gelernten Sätchen! Einer suchte den andern zu übertrumpsen. Aus dem Wirrwarr ihrer Erklärungen fischte ich ein paar Brocken heraus, widmete meine Aufmerksamkeit einem altchristlichen Mosaiksusboden und entledigte mich der Kerlchen, indem ich ihnen ein Häuflein Soldi zusteckte, in die sie sich brüderlich teilen mußten. Brüderlich! Ein lauter Kampf und ein Balgen und Rufen hub an. Ich bummelte schon drüben über der Etsch, als sie noch immer dabei waren, den Handel auszusechten.

Des Nachts herrscht wenig Leben in Verona. In keinem Kaffeehaus wurde musiziert. In den Hauptstraßen werden keine Bettelmusikanten geduldet. Die Armut verbirgt sich. In den letzten Jahren ist manches anders geworden in Italien. Ordnung scheint zu herrschen, mehr Sitte und

Bucht. Ob der Blick des flüchtigen Reisenden recht behält?

Das moderne Italien! Es regt sich. Es will auch zeigen, was die Gegenwart leisten kann. Man führt mächtige Paraden, ja ganze Seeschlachten auf mit Wolfen und Donnergeknatter. Das Volk strömt in die Kinos. Dort wird ihm ein pompöses Schauspiel geboten. Der deutsche Führer hat Italien einen Gegenbesuch gemacht. Es gab Feierlichkeiten, wie sie wohl in der ganzen Weltgeschichte noch keinem königlichen und kaiserlichen Haupte bereitet worden sind. Was für eine Freundschaft!

Wird sie Bestand haben? Möge sie sich großherzig weiten, von Grenze zu Grenze, von Meer zu Meer, von einem Erdteil zum andern!

Aber, wie wenig vermögen Wünsche in einer Zeit, da so sieberhaft gerüstet wird und ganze Heere aus dem Boden gestampft werden!

Bettlerballade.

Prinz Bertarit bewirtet Veronas Bettlerschaft Mit Weizenbrot und Ruchen und edlem Trauben-Tebeten ist ein jeder, der sich mit Lumpen deckt, [saft. Der, heischend auf den Brücken der Etsch, die Rechte reckt.

Auf edlen Marmorsesseln im Saale thronen sie, Durch Riss' und Löcher gucken Ellbogen, Zeh' und Rnie

Nicht nach Geburt und Würden, sie sitzen grell gemischt,

Jett werden noch die hafen und hühner aufgetischt.

Der tastet nach dem Becher. Er durstet und ist blind. Den Krüppel ohne Arme bedient ein frommes Kind. Ein reizend stumpfes Näschen geckt unter strupp'= gem Schopf,

Mit wildem Mosesbarte prahlt ein Charakterkopf.

Die Herzen sind gesättigt. Beginne, Musika! Ein Dudelsack, ein Hackbrett und Geig' und Harf' ist da.

Der Prinz, noch schier ein Knabe, wie Gottes Engel schön,

Erhebt den vollen Becher und singt in das Getön: "Mit frisch gepflückten Rosen bekrön ich mir das Haupt,

Des Reiches eh'rne Rrone hat mir der Ohm geraubt. Er ließ mir Tag und Sonne! Mein übrig Gut ift klein! So will ich mit den Armen als Armer fröhlich fein!" Ein Bettler stürzt ins Zimmer. "Grumell, wo kommst du her?"

Der Schreckensbleiche stammelt: "Ich lauscht von ungefähr,

Gebettet an der Hofburg . . . dein Ohm schickt Mörder aus,

Nimm meinen braunen Mantel!" Erzschritt umdröhnt das Haus.

"Drück' in die Stirn den Hut dir! Er schattet tief! Geschwind!

Da hast du meinen Stecken! Entspring', geliebtes Rind!"

Die Mörder nahen klirrend. Ein Bettler schleicht bapon.

— "Wer bist du? Zeig' das Antlik!" Gehobne Dolche drohn.

- "Laß ihn! Es ist Grumello! Ich kenn' das Loch im Hut!

Ich kenn' den Riß im Ärmel! Wir opfern edler Blut!"

Sie spähen durch die Hallen und suchen Bertarit, Der unter dunkelm Mantel dem dunkeln Tod ent= flieht.

Er fuhr in fremde Länder und ward darob zum Mann.

Erkehrteheim gepanzert. Den Ohmerschluger dann. Verona nahm er stürmend in rotem Feuerschein. Am Abend lud der Rönig Veronas Bettler ein.

Conrad Ferbinand Meher